



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Stimmen aus dem Elendstal

---



Krankensplege in Uru, Ost-Afrika

## Stimmen aus dem Elendstal

**S**och auf eines Berges Höhe, am Fuße des mit ewigem Schnee bedeckten Kilimandjaro, ganz dicht an einem Urwalde angelegt, befindet sich die kleine arme Missionsstation Uru der Väter vom Hl. Geiste. Schlicht und einfach ist zwar das kleine, nette Schwesternhäuschen, aber doch von festen Steinen mit schattiger Veranda gebaut, während das Herrenhäuschen, noch ein Holzhaus mit zwei kleinen Türmchen und winzigen Zimmerchen, in unmittelbarer Nähe des Kirchleins steht, 40 Fuß tiefer als unser Häuschen und in einer Entfernung von 550 Schritten. Ganz stille und in tiefer Einsamkeit wohnen wir da, im traulichen Herz-Jesu-Garten von Uru.

Seit mehreren Monaten habe ich die Freude, hier zu sein und bemuttere ein paar junge Schwesterchen, welche mir mit kindlicher, dankbarer Liebe ergeben sind. Scherzweise wird jetzt die alte Afrika-Tante, die schon längst über 40 Jahre in Afrika ist, die „kleine Priorin von Uru“ genannt und gern besucht von weiß und schwarz; Uru liegt nämlich nur zwei Autostunden entfernt von Moshi, der Bahnstation.

Uru ist dem göttlichen Herzen Jesu geweiht, und da dem Wadschaggavolke schon vom Anfange an der Weg zum Herzen Jesu gezeigt worden war, so konnten sie ihn trotz allem Wirrwarr, welchen Krieg und Völkerhaß ins Land gebracht, und

welcher durch die Ausweisung der Missionare, Brüder und Schwestern entstanden, doch nicht gänzlich verlieren.

„Gottes Wege — lichte Bahnen durch des Glaubens hellen Stern,

Durch der Liebe Feuerflammen in dem Herzen uns'res Herrn!“

Aus dunkler Nacht hat sie das göttliche Herz Jesu wieder zum Lichte gebracht, und das Volk eilt herbei zu der reichen Segensquelle, die aus diesem milden Heilandsherzen fließt, und verlangt nach Christenlehre und Taufe. Ein Herz und Geist erhebendes Bild ist es, besonders an Sonn- und Festtagen, wenn die Kirchenglocken läuten und das schwarze Volk, alt und jung, groß und klein, in ihre meist weißen oder hellen bunten Kleider und Tücher gehüllt, freudigen Herzens zur Kirche eilen.

Eine herrliche Aussicht bietet der im Silberglanz leuchtende Schneeberg im Rücken der Kirche; er liegt so nahe vor uns, daß man ihn fast zu greifen meint; dann rechts und links Berge und der mächtige Urwald, überall herum liegen gefällte Baumriesen, und was das staunenswerteste ist und fremdartig erscheint, zahlreiche blühende Rosenbüsche bilden in nächster Nähe der Kirche eine ganze Allee. Von da aus sieht man hinunter in das sich weitende Tal, in die wilde Steppe. Aus diesem Steppenmeer erheben sich hie und da Berginseln; dort liegt die Bahnstation Moshi mit den weißen Mauern und silberschimmernden Blechdächern.

Die Kirchenglocken läuten, das alte, primitive Gotteshaus füllt sich mit Christen und Katechumenen, dicht gedrängt steht das friedliche Bergvolk beisammen und lauscht andächtig dem Worte Gottes. Nicht so glücklich sind die armen Steppenbewohner, die meist noch wilden Massai stämme, ein Nomaden-Hirtenvolk. Aber am unglücklichsten sind wohl die armen Ausfägigen, deren Ansiedelung in einem Ausfägigenheim, nahe bei Uru, sich befindet. Wohl klingen die Glocken hinunter zu ihnen „ins Elendstal“. Viele von ihnen sind schon Christen, aber sie sind ja „unrein“, geächtet, sie dürfen nicht unter den Gesunden erscheinen. An dem für sie streng abgeordneten Platz, reserviert für Ausfägige, müssen sie wohnen, in ihren alten, zerfallenen Hütten, wie die Toten unter Toten. Wie sollten es diese ärmsten aller Armen, die Unglücklichen auch wagen, sich unter die Glücklichen, Gesunden zu mischen? Wie könnten sie diese schrecklichen, verstümmelten Hände erheben oder ihre unnatürlich schrill gellende Stimme ertönen und ihr entstelltes Antlitz sehen lassen? — Müßten diese glücklichen Menschen nicht entsetzt vor ihnen zurückweichen und vor Ekel die Augen von ihrer Gestalt wenden? „Die Ausfägigen! Die Ausfägigen!“, würden sie vor Schrecken ausrufen und sie anzeigen, daß sich die Toten unter die Lebenden mischen. „Un-

rein, unrein!" O ja, sie wußten es, daß sie das sind. Und zum Glück war und ist das schwarze Wadschaggavolk nicht so hart wie einst die Juden, welche, sobald solch ein Ausfägiger sich zu nahe heranwagte, sofort ausriefen: „Steinigt sie! Die von Gott Verfluchten, tötet sie!“ Heiden wie Christen sind aber hier nicht grausam gegen die Ausfägigen, sie fürchten wohl dieselben, meiden die nahe Berührung und den Umgang mit ihnen, aber sie fluchen ihnen nicht, im Gegenteile, sie betrachten dieselben als von Gott Gezeichnete, und hüten sich, ihnen Böses zu tun, um nicht aus Strafe ebenfalls von Gott gezeichnet zu werden. Wenn Frauen und Mädchen den Ausfägigen begegnen, wollen sie ihnen ihr Mitgefühl bezeugen, indem sie ihr Haupt mit einem Tuche verhüllen und in lautes Weinen und Wehklagen ausbrechen. Solches Gebaren tröstet aber die armen Ausfägigen keineswegs, sondern gibt ihnen aufs neue zu erkennen, wie schreckenerregend und noch dazu unheilbar ihre Krankheit ist. Instinktiv suchen sich diese Armsten selber zu verbergen, suchen die Einsamkeit, die dunkelsten Ecken, die Wildnis auf.

„Stimmen aus dem Elendstal!“ Ja, in der Tat traurige Stimmen und Wehmutsklagen möchte ich diese Mitteilung über das zur katholischen Mission Uru gehörende Ausfägigenheim nennen und den freundlichen, gefühlvollen Lesern einige der Unglücklichen vorführen in Wort und Bild.

Ich war schon mehrere Monate in der kleinen, traulichen Station Uru, im Herz-Jesu-Rosengarten, wie ich unser armes Kirchlein, das ich durch einige Malereien etwas zu verschönern suchte und das stets mit Rosenschmuck, in Weiß, Rosa Gelb und Purpur geziert ist, zu nennen pflege, aber ich konnte mich lange nicht entschließen, das Elendstal zu besuchen. Schon ehe ich diese Unglücklichen zu sehen bekam, krampfte sich mein Herz vor Mitleid zusammen. Wenn unsere gute Sr. Siena von diesem beschwerlichen Wege nach dem Elendstal, das sie mehr als eine Stunde durch die heiße Steppe, bergauf, bergab führte, nach Hause kam, war sie still und ernst, fast schwermütig ob des Elendes, das sie dort gesehen, ob des Jammers und der verzweifelnden Ausbrüche und des finstern Hinbrütens, das sie schaute und dem sie mit bestem Willen doch machtlos gegenüberstand. Auch der Pater Missionar erzählte mir, wie wehe ihm oft zumute ist, wenn er, auf Apostelpfaden wandernd, seinen Weg zu diesen Unglücklichen nimmt, wenn sie jammern und klagen über Hunger, Hilfslosigkeit, langwieriges Siechtum, ohne jedoch besondere Schmerzen zu fühlen, über Verlassenheit, quälende Langweile. Wohl ist die Regierung bemüht gewesen, für sie zu sorgen; sie hat den Ausfägigen den großen auch fruchtbaren Platz angewiesen, hat sogar gestattet, daß sie nach Wunsch mit ihrer eigenen Familie dort zusammen sein dürfen, im Falle einige ihrer Mitglieder eben aus Liebe bereit sind, sich

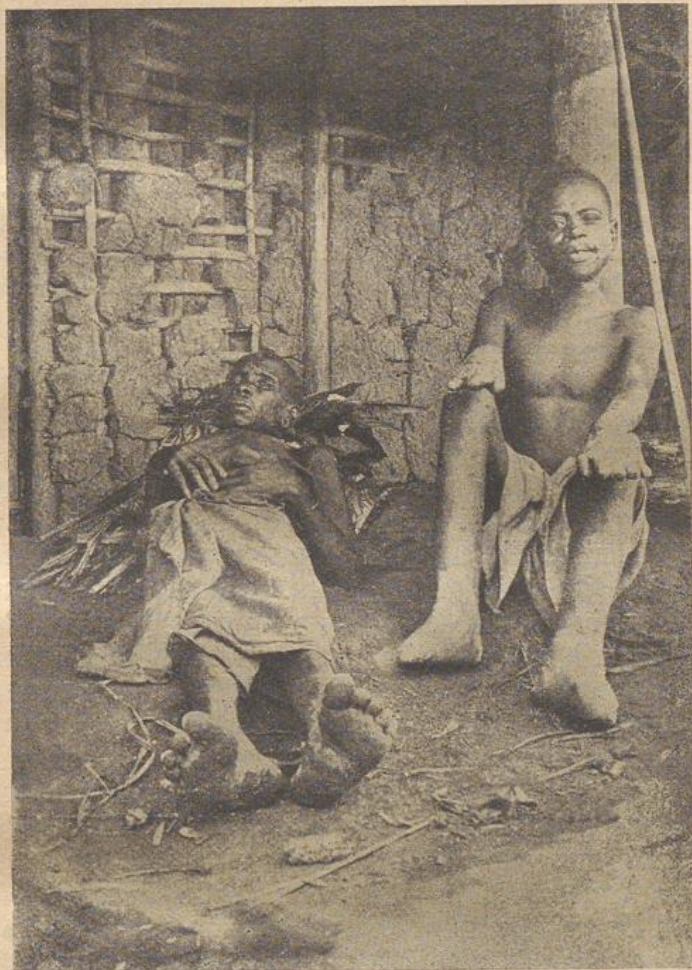
für sie zu opfern. Ihre alten zerfallenen Hütten wurden aus-  
gebessert und jedem sein Feld für Mais und Bananen ange-  
wiesen, welches sie sich nach Möglichkeit bebauen und besorgen  
können. Wöchentlich einmal kommt der Arzt, um nachzusehen  
und ihnen Linderung zu verschaffen. Eine offene, lustige Hütte  
ist ziemlich abseits von ihnen an der Grenze für den Arzt ge-  
richtet. Zu ihm müssen sich die Kranken begeben; er hat in der



Schwester Siena auf dem Wege zu den Ausfägigen  
Im Hintergrunde  
Schwesternhäuschen von Uru, das andere die neue Küche

letzten Zeit sogar mit Einspritzungen versucht, die furchtbare  
Krankheit aufzuhalten. Wöchentlich einmal kommt auch der  
Pater Missionar und bringt Abwechslung in das eintönige Le-  
ben der langsam Dahinsterbenden. Er führt sie zu Gott und  
lehrt sie die Tröstungen der heiligen Religion kennen. Er  
kommt zu ihnen bis vor die Türe zu ihrer Hütte, um stehend  
bei ihnen zu unterrichten, zu predigen, zu trösten und zu ermun-  
tern. Stellenweise kommt auch ein protestantischer Pastor, um

seine Schäflein zu besuchen. Die Regierung hat das Ausfäzigenheim jedoch der katholischen Mission übergeben, und so kommt auch die Kranken- und Schulschwester von Uru, dieselben von Zeit zu Zeit zu besuchen. Außerdem ist ein guter Christ, mit Namen Ignaz, ein intelligenter Mann, welcher selbst eine sehr traurige Leidenszeit hinter sich hat, damit betraut, unmittelbar, ganz nahe dem Ausfäzigenheim wohnend, die Kranken



Ganz in Gottes Willen ergeben

täglich zu überwachen, daß keiner ohne die heilige Taufe und Tröstung der heiligen Religion ins Jenseits gehe. Ignaz hat sich selber zu diesem heroischen Liebeswerke angeboten und bekommt von der Regierung dafür eine kleine Entschädigung; er ist ein edler Charakter, und gegenwärtig wird er sogar für Krankendienste extra noch besser ausgebildet auf Wunsch der Regierung, des Paters Missionar und des guten, menschenfreundlichen Arztes.

Soviel im allgemeinen über unser „Ausfägigenheim“. Jetzt will ich versuchen, die Leser und Leserinnen mit mehreren der Unglücklichen näher bekannt zu machen, nachdem ich selber in Begleitung der Krankenschwester es wagte, die Unglücklichen zu besuchen. Mehrere Platten hatte ich mir in die Kassetten gelegt, um Bilder zu machen, die das Elend besser veranschaulichen, aber schon nach der zweiten Aufnahme zitterte die Hand, Tränen verdunkelten meinen Blick, ich war mir überhaupt nicht mehr sicher, ob die Aufnahmen etwas geworden sind, so tief hatte mich der Anblick der Unglücklichen ergriffen, und doch, es waren keineswegs die Schlechtesten, Kränksten, die in ihrem namenlosen Elende vor mir standen.

Schon die Ankunft, der Ort, die Gegend für die Ausfägigen, reserviert und streng abgeschlossen, hat etwas Ergreifendes für sich. Welch ein Unterschied war es, aus dem Reiche der glücklichen, gesunden, im Genuße des Lebens schwelgenden Menschenkinder in den Ort des Todes, der lebendig Begrabenen einzutreten!

Der Weg von der Missionsstation Uru, immer bergab, führt durch wohlgepflegte Alleen mächtiger Bäume, an großen Kaffeepflanzungen vorbei, teils weiß und duftend blühend, teils schon mit korallenroten Beeren behangen, in glänzendem Blättergrün. Heitere, glückliche Menschen sieht man darin arbeiten, hört fröhliches Lachen und zuweilen den monotonen Gesang der Neger. Vögel, Wildenten fliegen vom Wege auf; dann kommt man durch schöne Bananenhaine, deren grünseidene schimmernde Blätter sanft im Winde rauschen und unter welchen versteckt die Hütten der Eingeborenen stehen. Man hört das kindliche Lachen und Geplauder der schwarzen Kleinen, welche zum Teile vor den Hütten oder auf der Straße spielen und jedem Auto vorbeifahrender Europäer nachlaufen oder ihr freundliches „Jambo“ (sei gegrüßt) zuschreien. Muntere Ziegen meckern, einige Rinder, kleiner wie in Europa, sind friedlich am Grasfen, Vöglein zwitschern in den Zweigen und flattern herum in ihrem bunten, wundervollen Gefieder, ihren hochroten Köpfchen und gelben Schnäbelchen und dabei nicht selten geschmückt mit einer langen, grünen und roten Federschleppe als Schwanz. Ganze Herden graugrüner Papageien fliegen uns kreischend über die Köpfe. Bunte Spechte hacken und hämmern an den Baumstämmen. Überall fröhliches Leben, fleißiges Arbeiten, denn im ganzen genommen sind die Wadschaggas ein fleißiges, strebames Volk. Junge, kräftige Frauen tragen mächtige Lasten Gras auf ihrem Haupte. Männer in ihre langen, weißen Causa's gehüllt, stehen oder sitzen am Wege in Gruppen beisammen, „Shauri“, Ratsversammlung haltend, denn sie sind überall die Herren der Schöpfung.

Jetzt kommt eine Biegung des breiten, schönen Weges. Ver-

rammelt, mit Baumstämmen, Steinblöcken, wildem, stacheligem Kaktusgesträuch und hohen Dornhecken eingezäunt, gleichsam von den Lebenden abgetrennt, beginnt das traurige Reich des Todes. Stille, totenstill ist's hier. Kein Ton, kein Laut eines menschlichen Wesens, kein ordentlicher Fußpfad mehr, sondern verwildert, ungepflegt. Dornbüsche, woran man mit den Kleidern hängen bleibt, Gräben und Löcher zum Überschreiten, Steine mitten im Wege und wucherndes Buschwerk. Dann etwas weiter hinein wieder ein großer, breiter Graben, wie absichtlich als Grenze gemacht. Jetzt beginnt das Aussäzigenheim, — wenn das ein „Heim“ zu nennen ist. —

Wir stehen vor der ersten Hütte. Stille! Alles ist still. Aber die Sonne scheint doch so golden, der Himmel ist so blau, und mächtige, uralte Bäume ragen hoch über die niederen Hütten, eine blühende Bananepflanzung ist im Hintergrunde. Nichts rührt sich. Halt, da raschelt es zu unseren Füßen, durch die Farnkrautblätter windet sich ein grünseidenschimmerndes Schlänglein und streckt erzürnt das zischende Zünglein heraus, dann verschwindet es rasch unter einem Steingeröll. Jetzt endlich sehen wir hinter der Hütte versteckt ein paar arme Aussäzige kauern. Auf den freundlichen Ruf der Krankenschwester, deren sanfte Stimme ihnen wohl bekannt ist, wagen sich die Unglücklichen hervor. Bald erscheint auch der Aufseher.

Kein Wort sprechen sie. — Stumpfsinn, Mutlosigkeit steht auf den aufgedunsenen, geschwollenen Gesichtern, die Augen glanzlos, eingefallen wie bei Totenmasken und, ach, Füße und Hände verstümmelt. Ein alter Mann mit einem Stocke gehend, weil das linke Bein bis zum Knie gekrümmt ist und bald ganz abfaulen wird, war noch am heitersten und nahte sich gerufen herbei. Seit zehn Jahren ist der Arme schon da mit Weib und Kind, beide dem Aussäze ebenfalls verfallen. Als er vor mehr als zehn Jahren von der Regierung gezwungen wurde, das Aussäzigenheim zu beziehen, war das Weib noch gesund; sie wollte und konnte ihn nicht verlassen und teilte freiwillig sein trauriges Los. Welch' schönes Vorbild ehelicher Liebe und Treue! Am bedauernswertesten ist das Kind am Arme dieser Mutter, welches ebenfalls auf dem aufgedunsenen Köpfschen schon Spuren der schrecklichen Krankheit trägt. Seit zwei Jahren ist er ein eifriger Katechumene, mit ihm auch sein Weib; sie finden ihren Trost in der Hoffnung auf die himmlische Heimat, wo es keinen Schmerz, kein Leid mehr geben wird; er ist heiter und ergeben in den „Willen Gottes“, „Amri na Mungu“, wie die Eingeborenen so schön sagen, auch oft beim größten und schwersten Unglück.

Ein noch junges Mädchen, Protestantin, ganz abgezehrt, mit dünnen, schlotternden Beinen, mit dem Antlitz einer alten Frau, mit schon geringelten, unnatürlichen gräulichen, steifen Haaren,



ist das Gegenteil von diesem Ergebenen. Das Mädchen hatte einst bessere Tage gesehen und schöne Kleider getragen; und nun muß sie hier einsam, weggerissen von den Ihrigen, ihre Lebenstage so freudlos verbringen. Sie nennt sich „Hagar“, die in die Wüste Verstoßene. Ist sie nicht viel ärmer, als diese war? Niemals lacht sie, niemals spricht sie, nur zuweilen im Übermaß ihres Schmerzes schreit sie schrill auf oder versucht gar zu entfliehen; doch die Arme kommt nicht weit, die schwachen Beine tragen sie nicht, und der Aufseher führt sie wieder in die Hütte, in ihr Gefängnis zurück. Hagar ist bis jetzt der katholischen Religion noch unzugänglich; sie denkt an ihren Religionsunterricht und sagt, sie sei verloren, eine Geächtete, sie sei mehr als Hagar, die von Abraham Verstoßene, sie sei von Gott selbst verstoßen hier in diese Wüste geführt, eine Tote unter den Toten, und sie warte, daß bald ein „Simba“ (Löwe) in diese wilde Einsamkeit sich verlaufen wird, es gibt ja deren genug in der Steppe, der wird sie dann von der Pein erlösen. — Das sind Stimmen, traurige Stimmen aus dem Elendstal! —

Da ist eine andere Frau, die Witwe Magdalena mit ihrem Töchterlein, ein hübsches Kind von 6 bis 7 Jahren. Sie hat keine Zehen, keine Finger mehr, und doch humpelt sie noch in ihr Feld, arbeitet mit den Handflächen, mühsam die Hacke mit ein paar Knöcheln der abgefaulten Finger haltend; sie arbeitet für ihr Kind, ihren einzigen Trost, ihr Alles, damit es doch genug süße Bananen, saftiges Zuckerrohr und Mais zu essen habe. Armes Weib; doch sie hat noch etwas zu lieben, für jemand zu sorgen, ihr Kind, das schöne Mägdelein, das sich so gerne eng an die treue Mutter schmiegt. Bis jetzt ist das Kind noch gesund. Der Arzt wollte es ihr nehmen, da weinte und schrie sie, ja sie brüllte wie eine Wahnsinnige, und Matefo, d. h. Schmerzenskind, wollte sich nicht von ihr reißen lassen. Ich hörte, daß man ihr die Kleine doch eines Tages nehmen werde, bevor sie angesteckt wird. Die kleine Matefo soll zu uns nach Uru kommen, aber unsere Hauskinder und deren Eltern fürchten sich davor. Was wird die arme Magdalena dann tun, wenn sie ihres Kindes beraubt wird? —

Eine alte Frau, wenigstens sieht sie so aus, steht am Ende der Gruppe. Nur mürrisch und gezwungen kam sie näher. Mamka heißt sie und ist schrecklich anzuschauen; sie hat keine Nase mehr, und die Lippen und Wangen sind angefressen. Doppelt unglücklich ist Mamka, denn sie kann sich nicht in ihr Schicksal ergeben und ist schon mehrmals aus dem Aussäzigenheim geflohen. Sie wurde immer gewaltsam zurückgebracht mit den Ihrigen, denn sie ist eine verstoßene Frau aus einem noch stockheidnischen Kraal; dort sah man sie als

eine zur Strafe von den Vorfahren Gezeichnete an und wandte sich mit Abscheu von ihr ab.

Da sind zwei Brüder, wo der jüngere, David, den älteren, weil er aussätzig ist, nicht verlassen wollte und das schreckliche Los freiwillig mit ihm teilt. Er holt das Wasser, kocht, ackert und pflanzt und hilft und pflegt den Bruder — ein rührendes Bild getreuer Bruderliebe. —

Im großen ganzen helfen sich die armen Aussätzigigen gut untereinander; sie führen, stützen, pflegen einander und arbeiten, so gut sie noch können, mit einer Hand, oder wenigstens mit den Handflächen, ohne Finger. Die Bearbeitung ihrer kleinen Felder ist noch eine Abwechslung für sie und eine gute Einrichtung; sie bekommen ja noch etwas beigesteuert, damit sie leben können. Sr. Richardis in Uru erzählte mir, daß ihr einer der Aussätzigigen bei ihrem Besuche im Elendstal seine Hände zeigte und bat, man möge ihm doch jetzt die bereits langsam abfaulenden Finger abschneiden, damit er auch so gut noch arbeiten könne wie diejenigen, welche bereits nur mehr die innere Handfläche zum Arbeiten benützen.

Für die ganz Elenden, ich habe dieselben nicht mehr näher in Augenschein genommen, kocht der gute Ignaz, der Aufseher, und holt Wasser und was sie eben bedürfen.

Etwas weiter abseits sind noch einige gut instandgehaltene Hütten. Diese haben eine eigene Geschichte, eine wehmütig traurige, aber auch tröstliche, herzerhebende.

Da wohnt eine protestantische Familie, einst reich und angesehen; der Mann hatte sogar eine schöne Anstellung bei der Regierung. Er und seine Frau können lesen und schreiben; sie haben sieben Kinder, vier Söhne und drei Töchterchen, und besitzen noch ihre Ziegen und viel Hausgeräte. Der Mann nennt sich und vergleicht sich mit Vorliebe mit dem frommen Dulder Job, und in der That, er ist es auch, nur mit dem Unterschiede, daß sein geliebtes Weib ihn nicht ausspottet, wie Jobs Weib getan, sondern, nachdem ihn das schreckliche Unglück, „aussätzig“ zu werden, befallen, aus freien Stücken mit ihm ging, und alle Kinder folgten ihr. Treue Gatten- und Kinderliebe machen den Unglücklichen glücklich. Wie ein Heiliger ist er, ganz ergeben; es ist ja aller „Amri ya Mungu“, der Wille Gottes, und der sei gepriesen in alle Ewigkeit! — Der edle Dulder leidet keine Not, denn er ist reich, hat auch schöne Felder, und unermüdlich sorgen die Seinen für ihn. Die Kinder sind klugerweise etwas separat in einer Hütte, brav und wohlgezogen, sie lesen fleißig die Bibel und schöpfen ihren Trost in der Religion ihres Vaters, welcher aber letzte Zeit durch die häufigen Besuche des seeleneifrigen Missionars und Superiors von Uru, Pater Johanni Todorowsky, immer mehr zum katholischen Glauben hinneigt.

An mondhellen Abenden, wenn die Sterne am Himmel flimmern und wie Engelsaugen auf die traumselige Erde herniederschauen, da ertönen aus dieser Hütte im Glendstale nicht selten Psalmengesänge, so linde und wehmütig, so flehend, daß die Leute über der Grenze des Ausfägigenheimes dieselben hören und tief ergriffen lauschen.

„Gedenke ich Deiner auf meinem Lager, so sinne ich noch am Morgen über Dich, denn Du bist mein Helfer. Und im Schatten Deiner Flügel will ich jubeln, Dir hängt meine Seele an; Deine Rechte hält mich aufrecht.“ (Psf. 62.)

Oder der fromme Dulder Job stimmt mit seiner nun allerdings schon schrill und unnatürlich gewordenen Stimme seinen Lieblings- und Trostgesang an: „Singet dem Herrn ein neues Lied: denn er tut Wunder!“ Ja, er tut sie; er tut Wunder der Ergebenheit in seinen heiligen Willen an diesem seinem treuen Diener Job, einem Unglücklichen, der sich dennoch im Herrn, seinem Gott — glücklich fühlt.

Nicht nur friedvoll, nein, auch freudvoll sind seine Züge.

Außer diesem glücklichen Ausfägigen, obwohl seiner Zehen und Finger beraubt, ist auch noch eine alte Frau mit silberweißen Haaren unter den armen Ausfägigen, ebenfalls ganz geduldig und gottergeben mit allem zufrieden und stets dankbaren Herzens für alles, was ihr Liebes getan wird. Anga heißt diese weiße, alte Frau, d. h. Licht, — sie ist zwar noch nicht getauft, aber es ist bereits Licht geworden in ihrer Seele, und sie wird bald getauft werden. Immer zufrieden, nie klagt dieses alte Mütterchen, das beständig vor der Hütte in der warmen Sonne liegt und zum Himmel aufschaut. Die edle Gattin des frommen Job kommt auch zu ihr und gibt ihr Speise und Trank; sie kann nicht mehr allein essen.

Angas Gedanken und Blicke sind nur mehr auf den Himmel gerichtet, auf das heiligste Herz Jesu, dessen Medaille sie trägt, zu dem sie betet, auf das sie hofft und vertraut. Wie ein Himmelslicht in dunkler Nacht ist der armen Alten die Aussicht auf ihre baldige heilige Taufe, auf die Genesung ihrer Seele; sie freut sich, bald ein Kind Gottes und rein, ganz rein vom Aussatz der Sünde zu werden. Wie gut sie alles versteht; wie glücklich lächelnd sie ausah! — Mit diesem letzten, tröstlichen Bilde schieden wir aus dem Ausfägigenheim im Glendstal und kehrten wieder heim.

Immer bergauf, bis wir vor dem trauten alten Kirchlein in Uru standen. Die Zypressen- und Rosen-Allee duftete uns von weitem entgegen. Ins Kirchlein eingetroffen, knieten wir nieder vor den Stufen des Altares. Mild und barmherzig blickte die Herz-Jesu-Statue auf uns hernieder, und mit dankerfülltem Herzen stiegen unsere Gebete als Dank für seinen

Schutz und seine Gnade und die Gesundheit, denn wahrlich, dies ist der größte Schatz, zum Herrn empor.

Noch lange sah ich im Geiste die Unglücklichen vor mir und besonders die gute, arme, alte Anga, von welcher mir die Schwester Siena soviel Liebes zu erzählen wußte, wie sie so geduldig und ergeben sei, und das göttliche Herz Jesu so sehr liebe und so leicht kurze Gebetlein auswendig bete, welche sie der gute Ignaz lehrte. Anga ist so recht ein Himmelslicht in dunkler Nacht auch für die andern geworden.

„Und wenn die Augen brechen,  
Entflieht der Erde Schein,  
Wird sie noch sterbend sprechen:  
Herz Jesu, ich bin dein!“

Im ganzen wohnen 27 Familien im Aussäzigenheim, wovon immer einige Gesunde oder auch Bessere darunter sind. Die Toten werden auch daselbst begraben; gewöhnlich sterben sie rasch und leicht, meist Schlaganfall. Die Elendesten sind ganz schreckliche Gestalten, gleichen einem förmlichen Skelett, wenn das Fleisch teilweise schon ganz abgefaut ist, aber zum Glück dauert es dann, auch bei den ärgsten, nicht mehr lange. Sie werden dann auch schon mehr oder weniger geisteschwach und wie geistesabwesend; sie verbergen sich meist in der dunkelsten Ecke der Hütte und gehen nie ans Tageslicht. Der Aufseher erzählte, daß ihn einer dieser schlimmsten Aussäzigen flehentlich bat, er möge doch die Hütte über ihm zusammenbrechen, auf daß sie ihn erschlage und sie sein Grab würde.

Das sind traurige Stimmen aus dem Elendstal, düstere Bilder, und es ist gewiß ein gutes, ein hochedles Werk, diesen Unglücklichen soviel als nur immer möglich Erleichterung zu verschaffen. Welche Freude haben sie, wenn man ihnen schöne, glänzende Medaillen oder gar Rosenkränze bringt, oder wieder frische Lappen für ihre Wunden. Männer und Burschen haben die größte Freude, wenn man ihnen Tabak schenkt; Frauen sind glücklich mit einer Handvoll Salz oder einem Stück Seife.

O, wie dankbar waren sie in Uru, besonders die gute Sr. Siena, für ihre lieben Kranken, als sie vor längerer Zeit weiches Verbandszeug und Wäschestücke durch die Güte der St.=P.=Claver=Sodalität erhalten hatte.

Gott segne alle lieben Wohltäter, welche uns helfen wollen, die todtraurige Lage dieser Unglücklichsten zu erleichtern, und von Zeit zu Zeit ihr Scherflein dazu beizutragen, damit wir imstande sind, ihnen diese Freude bei jeweiligen Besuchen machen zu können. Das walte Gott!

Schw. M. Engelberta.

3